

Abgehängt und ausgeklinkt – Fallbeispiel: Hilal, 19, Drop-out

„Ich habe in letzter Zeit nur zugenommen, weil ich immer zuhause bin. Ich esse immer aus Langeweile“

Beate Großegger

Auszug aus der Studie „Soziale Exklusion aus lebensweltlicher Perspektive. Familienalltag in benachteiligten Lebenslagen: Marginalisierungserfahrungen, Exklusionsempfinden und Bewältigungsstrategien von Kindern, Jugendlichen und deren Eltern“ des Instituts für Jugendkulturforschung, die auf der Institutshomepage in der Rubrik „Publikationen/Online“ als freies Download verfügbar ist.

Hilal ist zum Zeitpunkt des Interviews 19 Jahre alt. Sie hat zwei Mal die Schule abgebrochen – zuerst die HAK, dann die Abendschule – und ist seither zuhause. Schule gehen interessiert sie nicht mehr: Sie will arbeiten – und zwar Vollzeit. Ihr Wunschberuf wäre Ordinationshilfe. Derzeit macht sie einen vom AMS geförderten Kurs in EDV und Buchhaltung. Hilals Lebenssituation spiegelt kumulierte Problematiken: Migration, Drop-out-Erfahrung, Bildungsarmut der Eltern (Mutter), eine finanziell prekäre Familiensituation, Leben in einer Mehrkindfamilie, Muslimin sein und das Kopftuch tragen, sich aber zugleich auch an den Alltagskulturen der Aufnahmegesellschaft orientieren, nicht ausreichend gute Deutschkenntnisse, um sich am freien Arbeitsmarkt erfolgreich bewegen zu können, mangelndes Bewusstsein, dass man mit Bilingualität in der Arbeitswelt eventuell punkten kann, wie auch die Tatsache, dass Hilal von Modernisierungs- und Individualisierungsrisiken geradezu überrollt wird und von Seiten der Eltern bei der Bewältigung dieser Risiken kaum auf Unterstützung hoffen darf, überlagern sich in ihrer Biographie in problematischer Weise und münden in Selbstorientierungsprobleme, Fresswahn, Realitätsflucht, soziale Entkopplung von der „Gesellschaft der Gleichaltrigen“, VielfernseherInnenproblematik und letztlich auch Verlust an Motivation bzw. Energie, um einen Weg, der aus der tristen Lebenssituation herausführt, zu suchen und zu finden. Am Beispiel von Hilal zeigt sich, was das abstrakte Vokabel „Exklusionssyndrom“ für Betroffene in der alltäglichen Praxis bedeutet.

Hilal ist zweite Generation: Sie stammt aus einer türkischen Familie. Sie ist die Älteste von vier Töchtern und lebt noch bei ihren Eltern bzw. von ihren Eltern. Ihr Vater verdient als

Stückarbeiter in einer Schuhfabrik den Lebensunterhalt der Familie. Die Mutter ist bildungsarm: Zum Zeitpunkt des Interviews versucht sie, im zweiten Bildungsweg den Hauptschulabschluss nachzuholen. Die Hoffnung beider Eltern ist, dass, wenn die Mutter erst einmal den Hauptschulabschluss hat, sie einen geregelten Job finden wird und so zum Familieneinkommen beitragen kann. Die finanzielle Lage der sechsköpfigen Familie ist prekär – der Vater muss Schulden machen, damit die Familie über die Runden kommt. Zuhause wird eine Mischung aus deutsch und türkisch gesprochen: „Wir sagen einen Satz auf deutsch und ein paar türkische Wörter drinnen“, erzählt Hilal. Die Eltern wie auch Hilal sprechen so gut deutsch, dass es keine Verständigungsprobleme gibt, allerdings nicht gut genug, um als einwandfrei deutsch sprechende MitbürgerInnen zu gelten.

Hilals Tagesablauf ist durch ein Kontinuum von mangelnder Aktivität und an die elterliche Wohnung gebunden Sein charakterisiert. Morgens wird sie als letzte von ihrer Mutter geweckt. Bis auf die zweijährige Schwester und die Mutter sind bereits alle außer Haus: der Vater bei der Arbeit, die Geschwister in der Schule. Um acht Uhr geht auch die Mutter außer Haus: Sie muss zum Kurs, in dessen Rahmen sie ihren Hauptschulabschluss nachholen kann. Hilal hat nun Babysitter-Dienst: bis 13:00 passt sie auf die kleine Schwester auf. Um sich dabei die Zeit zu vertreiben, sieht sie fern oder kocht oder isst. Seitdem sie das zweite Mal die Schule abgebrochen hat, hat sie sehr stark zugenommen. Der Problematik ist sie sich auch völlig bewusst. Doch was soll sie anderes tun als fernsehen und essen? Sie weiß es nicht.

Hilals Eltern sind in ihrem persönlichen Alltag mit verschiedenen Belastungen und Benachteiligungen konfrontiert. Als türkischstämmige Mehrkindfamilie ohne explizit bildungsnahen Background ist Hilals Familie, was die soziale Positionierung betrifft, an der gesellschaftlichen Peripherie lokalisiert. Die Familie agiert fast ausschließlich in eigenethnischen Kontaktkreisen. Die sozialen Netzwerke der Eltern sind durch eine starke In-group-Orientierung geprägt. Es bestehen kaum Kontakte mit Nicht-TürkInnen. Das heißt, die Familie geht nicht auf Tuchfühlung mit der Aufnahmekultur, sondern beobachtet sie eher aus einer Outsider-Perspektive. Kontakte der Kinder, die über die türkische Community hinausreichen, werden von den Eltern zwar nicht verhindert (oder als Problem gesehen), sie werden aber auch nicht gefördert. Und so ist davon auszugehen, dass die Eltern die Orientierung am eigenethnischen Milieu als unhinterfragte Normalität an die Töchter

weitergeben. Die finanzielle Situation ist schwierig, die Familie ist verschuldet. Die Eltern sind bemüht die wichtigsten Dinge, wie Essen, Kleidung etc. zu bezahlen. Auch Nachhilfestunden werden trotz Schulden finanziert, weil man die Bildungskarrieren der Kinder bestmöglich unterstützen möchte. Sich kleinere oder auch größere materielle Wünsche, die man schon lange hegt, zu erfüllen, das geht in der derzeitigen Situation aber nicht.

Die Familie lebt in einer finanziell prekären Situation

Der Vater: „Was mir gefällt, schaff ich nicht alles. Ich würde gerne neues Auto kaufen zum Beispiel. (...) Manchmal denk ich mir, warum hab ich immer alte Auto, wie lang ist das (wie lange haben ich das jetzt schon; Anm.). Weil ich habe z.B. meine Freund, der hat immer neue Auto irgendwie und hat mir gesagt, irgendwie hat mir verraten, wie das geht, aber ich arbeite meistens alleine, aber er arbeitet mit seiner Frau und sie hat finanziell genug Geld da. Und die Möglichkeit hab ich nicht gehabt zum Beispiel. (...) Ich denke mir, vielleicht irgendwann kann ich mir neue Auto leisten, das ist meine nächste Ziel, aber momentan geht nicht, vielleicht geht es irgendwann. (...) Moped hab ich auch schon Jahre, das will ich auch schon wechseln. Das fängt auch manchmal an schon stehen bleiben, heute zum Beispiel, wie ich meine zweite Tochter zur Schule gebracht hab: Sie war ein bisschen spät und wir sind einfach stehen geblieben auf der Fahrbahn. Zum Glück hab ich zum Radweg einbiegen können und habe danach starten müssen. Ich hab soviel Schulden, aber irgendwie schaff ich das noch. Wenn ich die Hauptschulden frei bin, hoffe ich bis Mitte nächsten Jahre bin ich fertig, dann vielleicht geht's besser.“

Die Erziehung der Kinder passiert zwischen zwei Kulturen: der traditionell muslimischen Kultur und der – aus Sicht der muslimischen Eltern – liberalen Kultur der Aufnahmegesellschaft. Hilals Eltern versuchen in ihrem Erziehungsverhalten einen Mittelweg zu finden: nicht so „streng“ zu sein, wie es traditionelle muslimische Werte (auch und gerade in Bezug auf die Geschlechterrollensozialisation verlangen würden), aber auch nicht „so wenig streng“, wie nicht-muslimische Eltern der Aufnahmegesellschaft ihre Kinder vielfach erziehen. Für die Eltern bedeutet dies in jedem Fall eine große Herausforderung: Während die Kinder klein sind, scheint ihnen die Elternrolle durchaus zu bewältigen zu sein, schwieriger wird es, wie sie betonen, aber sobald die Töchter in die Pubertät kommen. Belastend wirkt auf die Eltern, dass sie wenig Wissen bzw. zu wenig Informationen über das österreichische Bildungssystem haben und sich daher nicht ausreichend kompetent und unsicher fühlen, wenn es darum geht, die in Ausbildung stehenden Kinder auf ihrem Weg in eine gesicherte Zukunft zu unterstützen. So bleibt den Eltern also nur, immer dann, wenn

eines der Kinder ausbildungsbezogen eine schwierige Phase durchmacht, Verständnis zu zeigen, Zuwendung zu geben und bei Bedarf trotz knapper finanzieller Mittel Nachhilfestunden zu bezahlen. Die Kinder bei ihrer Bildungs- bzw. Berufswahl beratend oder auch motivational zu unterstützen, dazu sehen sie sich nicht in der Lage. Hinzu kommt, dass die Mutter, wenngleich sie nunmehr bereits 22 Jahre in Österreich lebt, noch immer stark von Heimweh geplagt wird. Während die Großfamilie bzw. die Verwandtschaft des Vaters in Österreich lebt, ist die Mutter ohne ihre Herkunftsfamilie nach Österreich gekommen. Sie vermisst, seit sie hier ist, die Geborgenheit, aber auch die Unterstützung ihrer leiblichen Eltern und Verwandten und fühlt sich familiär enturzelt, aber auch kulturell nicht richtig integriert.

Die Mutter lebt seit 22 Jahren in Österreich und hat noch immer Heimweh

Die Mutter: „Ich bin zufrieden, wie ich hier lebe und so – das passt alles. Nur noch das tägliche Heimweh ist bei mir da. Ich war 16 als ich hier dann gekommen bin und so. Ich weiß nicht, ich mag meine Heimat, liebe meine Heimat, meine Verwandten sind alle dort und so: das mein Land, alles ist meine, aber hier, okay, ich hab die Staatsbürgerschaft, aber ich bin immer noch eine Ausländerin. Wenn ich auf die Straße irgendwohin gehe, also wenn mich einmal einer schimpft oder was Böses sagt, hab ich dann mehr Heimweh. Das passiert hier oft.“

In ihren Lebenswünschen formuliert die Mutter ihre Sehnsucht nach einem Leben in der Türkei ganz offen. Doch das ist ein unerfüllbarer Wunsch. Sie hat aufgegeben und leidet still. Die Möglichkeit, den Hauptschulabschluss nachzuholen, sowie die zeitliche und emotionale Auslastung, die die Vierkindfamilie für sie bedeutet, bieten ihr immerhin Ablenkung. Die Frage, die sich dennoch stellt, ist, wie sich das unterdrückte Heimweh der Mutter auf die Kinder auswirkt. Hilal, die 19-jährige Tochter, die nach zweifachem Schulabbruch nunmehr auf der Suche nach einer für sie stimmigen Zukunft ist, scheint jedenfalls zerrieben.

Die Lebenswünsche der Eltern spiegeln die Belastungen der Familie im Alltag. Die Mutter hat Heimweh und ist in Österreich unglücklich – sie versucht ihr Schicksal aber zu ertragen und nicht zu jammern. Wenn sie den Hauptschulabschluss erst einmal nachgeholt hat, verspricht dies immerhin eine Verbesserung der gesellschaftlichen Position. Der Vater, der in einer Schuhfabrik im Akkord 50 Wochenstunden und mehr arbeitet, wünscht sich ein Normalarbeitsverhältnis und eine Verbesserung der materiellen Situation.

Was die Eltern in ihrem Leben gerne ändern würden ...

Die Mutter: „Eine Ausbildung haben (die Mutter macht zum Zeitpunkt der Interviews gerade den Hauptschulabschluss im zweiten Bildungsweg; Anm.), dass meine große Tochter (= Hilal; Anm.) vielleicht bei der HAK geblieben wäre, das würde ich ändern, und dass ich in der Türkei leben kann. Also das sind nur Wünsche. Natürlich ist das nicht möglich ...“

Der Vater: „Kürzer arbeiten, das ist meine Wunsch. Ich arbeite so über 50 Stunden in der Woche. Und das ist, da hab ich diese Sehnsucht, irgendwann, dass ich 40 Stunden arbeiten kann in der Woche. Vielleicht später noch weniger, aber erst will ich die 40 Stunden irgendwann mal erleben – vor der Pension. Also, weniger arbeiten, ein schönes Auto, gesunde Kinder. Und für die Größte (= Hilal, Anm.) ist wichtig, dass sie einen schönen Beruf lernt oder eine gute Arbeit findet oder studiert, wenn geht.“

Nicht mehr mit dem alten Motorroller zur Arbeit fahren, sondern sich ein neues Auto leisten können, wäre für den Vater schon ein kleines Glück. Doch dieses Glück zu erreichen, ist außer Sicht. Beide Eltern wünschen sich eine gesunde, glückliche und gesicherte Zukunft für all ihre vier Kinder, wobei sie Hilal, die älteste Tochter, gerade in dieser Hinsicht als ihr Sorgenkind sehen. Eine Re-Integration in das Bildungssystem oder auch ein erfolgreicher Einstieg in ein geregeltes Erwerbsarbeitsleben wäre für die Eltern vorrangiges Ziel. Ideen und Konzepte, wie diese angestrebte Systemintegration gelingen könnte, haben sie aber nicht. Die Mutter versucht mit den ihr zur Verfügung stehenden Mitteln die prekäre Lebenslage durch Zuwendung und Zeit für die Kinder bestmöglich zu kompensieren: „Ich versuch, mir immer Zeit zu nehmen für die einzelnen Kinder, zum Beispiel heute mach ich dann mit dem Großen etwas, morgen mach ich dann mit dem anderen etwas. Da geb ich mir Mühe und das tut auch sehr gut, dass wir mal zwei zusammen irgendwo hingehen, Kaffee trinken oder shoppen gehen oder zuhause etwas Gemütliches machen, das ist dann gut, das versuche ich immer zu machen. Und das klappt sehr gut.“

Alles in allem fühlt sich die Mutter in ihrem Alltag überfordert, doch es scheint so, als würde sie ihr Leben als ihr persönliches Schicksal sehen, das anzunehmen sie verpflichtet ist. Und auch Hilal, die Tochter, ist ganz offensichtlich überfordert: Sie leidet an Selbstorientierungs- und Motivationsproblemen. An der Schnittstelle von muslimischer Herkunftskultur und Kultur der Aufnahmegesellschaft entwickelt sie eine nach außen hin in so manchem widersprüchlich wirkende und nach innen, für sich selbst, in gewisser Weise diffus bleibende Identität. Für sie ist es selbstverständlich, das Kopftuch zu tragen, und ebenso

selbstverständlich ist, Kettenraucherin zu sein und sich an den schrillen Verlockungen der Konsumgesellschaft zu faszinieren. Sie akzeptiert die für die traditionelle muslimische Familie charakteristische Rollenverteilung zwischen Mann und Frau – die Frau ist die „Chefin“ in der Familie, der Mann der Entscheider und Akteur im öffentlichen Leben. Sie sperrt sich aber dagegen, ihre Freizeit so zu verbringen, wie es der traditionellen Frauenrolle in der muslimischen Kultur entsprechen würde – nämlich zuhause und in der Gemeinschaft der Familie zu sein. Sie will anders leben: Abends länger weggehen, als unverheiratete junge Frau von zuhause ausziehen dürfen, der Konsumkultur frönen – vieles von dem, was für nicht-muslimische junge Frauen ihres Alters selbstverständlich ist. So zu leben, wie sie derzeit lebt, bedeutet für sie umgehen müssen mit zwischen dem Elternhaus und der „Welt da draußen“ konfligierenden Werten und Lebensauffassungen. Auch wenn sie das Familienklima als grundsätzlich positiv beschreibt, erlebt sie ihre Beziehung zu den Eltern als nicht optimal.

Wie verstehst du dich so mit deinen Eltern?

Die Tochter: „Hmm – nicht so gut. Ich darf nicht spät nach Hause kommen, ja, und wenn ich das tue, dann fragt mich mein Vater aus, die ganze Zeit: Mit wem warst du, wo warst du, wieso hat das so lang gedauert, komm nächstes Mal früher nach Hause und bla bla bla ...“

Die materiell prekäre Situation ihrer Eltern ist Hilal durchaus bewusst. Die Familie kann sich nicht allzu viel leisten. Teilhaben an konsumorientierten Jugendkulturen ist für Hilal daher auch nur sehr eingeschränkt möglich. Vermutlich deshalb ist Konsumieren-Können für sie so wichtig und vermutlich deshalb gibt sie sich betont materialistisch und argumentiert selbst in Bereichen, die vom Prinzip der Ökonomisierung im Regelfall (noch) nicht (voll) erfasst sind, mit einem ökonomischen Kalkül: etwa im Bereich der Familien- und Beziehungsarbeit, wo für Hilal klar scheint, dass, wenn sie auf ihre kleine Schwester aufpasst, während die Mutter einen Kurs im zweiten Bildungsweg besucht, sie von der Familie dafür zumindest eine kleine materielle Abgeltung bekommen sollte.

Shopping als Möglichkeit, der tristen Lebenssituation punktuell zu entfliehen

Die Tochter: „Ich bin immer pleite, egal wie viel ich verdiene. Wenn ich das Geld bekomme, dann geh ich gleich einkaufen.“

Eine materialistische Grundorientierung überlagert Pimärbeziehungen

Gibt's irgendwie Bereiche, wo du gerne Hilfe annehmen würdest?

Die Tochter: „Ja, finanziell.“

Von wem sollte diese Hilfe kommen?

Die Tochter: „Von meiner Mutter. Wenn ich also für jede Stunde einen Euro kriegen würde, für Babysitten, würde ich viel kriegen. Also sonst brauch ich keine Hilfe.“

Dass Hilal kostenlos bei ihren Eltern wohnt und von den Eltern vollständig unterhalten wird, spielt für sie in diesem Punkt keine Rolle. Sich materielle Wünsche erfüllen zu können, steigert bei Hilal den Selbstwert. Etwas tun zu können, was nicht alle tun bzw. sich nicht alle leisten können, bedeutet Lebensqualität. Positiv in ihrem Leben sieht sie daher, dass sie mit ihrer Familie einmal im Jahr in die Türkei auf Urlaub fliegt – das macht nicht jeder, sagt sie. Das heißt, sie vergleicht sich bzw. ihre Lebenssituation ganz offensichtlich mit der Welt der Anderen. Und es tut ihr gut, wenn sie etwas machen kann, das ihr auf der materiellen (Konsum-)Ebene soziale Distinktion ermöglicht. So drastisch das auch klingen mag: In Hilals ganz persönlichem Bewertungssystem bedeutet dies, sich gegenüber den „Randständigen“ und „Marginalisierten“, die sich keinen Urlaub in der Türkei leisten können, positiv abzuheben. Und das ist (für sie) toll.

Hilal ist zum Zeitpunkt des Interviews in einer äußerst schwierigen biographischen Phase. Aufgrund ihres zweifachen Drop-outs ist sie völlig aus dem System gekippt. Gründe für ihre Drop-outs gibt es mehrere:

- eine falsche Bildungswahl,
- die Tatsache, dass sie neben der Schule gejobbt hat und aufgrund der Nebenjobs immer etwas Geld zur freien Verfügung hatte, um zu konsumieren und das zu machen, was ihr Spaß macht, was bei ihr irgendwann dazu führte, dass sie gerne noch mehr Geld verdient hätte und (unbezahlt) „in der Schule herum Sitzen“ für sie zunehmend unattraktiver wurde,
- aber auch Selbstorientierungsprobleme, die in der Jugendphase bei vielen, auch bei Jugendlichen aus gesicherten Lagen, zu beobachten sind, die bei Hilal aufgrund

ihrer Lebenssituation an der Schnittstelle von muslimischer Community und Aufnahmegesellschaft, aber auch aufgrund der prekären Lebenslage ihrer Herkunftsfamilie jedoch in zugespitzter Form zum Ausdruck kommen.

Hilal ist nun nicht mehr in das Bildungssystem integriert und sie hat aufgrund der Tatsache, dass sie keinen Bildungsabschluss vorweisen kann, aber teils wohl auch, weil sie Muslimin ist und das Kopftuch trägt, keine großen Aussichten auf einen guten (im Sinne von gut bezahlten und im wesentlichen interessanten) Job. Wie ihre Zukunft aussehen könnte, ist völlig offen. Hilal entwickelt zwar so manche Idee, wirklich realistische Berufsperspektiven hat sie allerdings nicht. Überhaupt scheinen ihr der Sinn und die Ressourcen für eine erfolgreiche (berufliche und außerberufliche) Biographieplanung völlig zu fehlen. Dies ist umso tragischer, als sie sich aus ihrem Umfeld gerade in diesem Bereich wenig Unterstützung erwarten darf. Die Problematik wird von den Eltern zwar erkannt. Sie wissen aber nicht, wie sie ihre Tochter unterstützen können, damit diese wieder in das System hineinfindet und mit Zuversicht und innerer Zufriedenheit auf ihre persönliche Zukunft blickt.

Bis auf weiteres jobbt Hilal unregelmäßig, macht einen AMS-geförderten Buchhaltungs- und EDV-Kurs und träumt weiterhin von einer Fixanstellung als Ordinationshilfe. Allerdings weiß sie, zu diesem Job zu kommen, „das ist schwer“. Nach Ansicht des Vaters liegt die Lösung zu Hilals Problemen vor allem bei ihr selbst. Er glaubt, dass es Hilal nicht nur an Selbstorientierung, sondern auch an Strebsamkeit, Fleiß und Motivation fehlt. Er wünscht bzw. erwartet sich von seiner Tochter, dass sie sich endlich selbst in den Griff bekommt. Die Mutter wäre über spezielle Hilfs- und Unterstützungsangebote für ausbildungsmüde Jugendliche froh. Und sie wünscht sich auch (mehr) Unterstützung für deren sorgengeplagte Eltern.

Die Mutter signalisiert einen Bedarf an professioneller Hilfe für Eltern von ausbildungsmüden Jugendlichen

Die Mutter: „Ich bitte nicht gerne um Hilfe. Ich bin so ein Mensch, ich will ganz alleine alles schaffen (...). Aber manchmal braucht man schon Hilfe. (...) Wenn es mir nicht so gut geht, dass ich das dann mit jemandem teilen kann, das könnte in meiner Familie jemand sein,

okay, das mach ich, aber ich weiß nicht, ob die Kinder die Mama so verstehen können, so richtig. Sonst, also wegen dem Finanziellen her, erwarte ich überhaupt nichts.“

Die multi-faktoriellen Problematiken, die dazu geführt haben, dass Hilal vom Sog der Exklusion erfasst und immer mehr hinunter bzw. an den Rand und ins „Off“ der Gesellschaft gezogen wird, werden weder von den Eltern noch von Hilal selbst direkt angesprochen und – so scheint es – in ihrer gesamten Dramatik auch gar nicht wahrgenommen oder reflektiert. Vor allem der Vater betont die Chancen, die in Österreich aufwachsende Kinder mit Migrationshintergrund haben. Aus seiner Sicht liegt es in der Eigenverantwortung der Kinder, diese Chancen zu nutzen. Dass es für Kinder in stärker privilegierten Lebenssituationen einfacher sein könnte, aus den Möglichkeiten für sich persönlich etwas Positives herauszuholen, steht für ihn offenbar nicht zur Diskussion. Die AMS-geförderte Qualifizierungsmaßnahme, die Hilal zum Zeitpunkt des Interviews in Anspruch nimmt, wird von den Eltern als Qualitätsfaktor der österreichischen Bildungs- und Arbeitsmarktpolitik gewertet und als eine Chance, die österreichischen StaatsbürgerInnen mit Migrationshintergrund offen steht, gesehen und geschätzt. Aus dieser Chance etwas zu machen, liegt nach Ansicht der Eltern aber allein bei Hilal. Das heißt, Hilal soll sich und ihre Situation selbst in den Griff bekommen.

Dass dies so ohne weiteres gelingen kann, scheint allerdings zweifelhaft. Zum Zeitpunkt des Interviews ist Hilal nämlich nicht nur bereits über geraume Zeit aus dem Bildungs- und Erwerbssystem ausgeschlossen, sondern auch bereits in einem fortgeschrittenen Maße sozial entbettet und emotional abgekoppelt: fernsehen und (fr)essen strukturieren ihren Alltag, den sie mittlerweile auch überwiegend in den vier Wänden der elterlichen Wohnung verbringt.

Was ist deine Lieblingsfreizeitbeschäftigung?

Die Tochter: „Fernsehen. (...) Ja, da schau ich mir immer Serien an. (...) Am Vormittag schau ich immer die Serien. Da gibt's immer die, die am Abend gespielt werden (als Wiederholung; Anm.). (...) Was könnte ich sonst machen zuhause? Bücher lese ich nicht gerne.“

Da Hilal den Großteil des Tages ohne eine sie ausfüllende Beschäftigung in der elterlichen Wohnung zubringt, kocht und isst sie, wenn sie nicht gerade auf ihr kleines Geschwisterchen aufpassen muss oder die von ihr geliebten TV-Serien in Wiederholung sieht – und zwar aus Langeweile. „Ich sollte abnehmen“, meint sie selbstkritisch. Und sie erzählt: „Ich habe in letzter Zeit nur zugenommen, weil ich immer zuhause bin. Bei der Hausarbeit mache ich nichts, außer ich koche mir was. Für Kochen könnte ich zwei Stunden verbrauchen. Ja, ich mag gern kochen und essen.“ Hilal ist mittlerweile nicht nur überdurchschnittlich korpulent, sie bewegt sich auch langsam und wirkt auf Außenstehende behäbig und träge. Angesprochen auf ihre Zukunftspläne, nennt sie Abnehmen als erstes und wichtigstes Ziel auf dem Weg, ihr Leben wieder in den Griff zu bekommen. Der Problematik scheint sie sich durchaus bewusst und doch ist sie nicht in der Lage, daran etwas zu ändern.

Hilal ist sozial entbettet. Enge Freundschaften haben für sie in der aktuellen Lebenssituation keine große Bedeutung mehr. Die Gleichaltrigenkontakte, die sie (noch) unterhält, dienen vor allem dazu, aus dem Einflussbereich der Familie bzw. aus der Wohnung der Eltern für gewisse Zeit heraus zu kommen. Eine emotionale Bindung an Gleichaltrige, mit denen sie sich ab und zu trifft, um spazieren zu gehen oder zu bummeln, besteht nicht. Hilal zeigt gegenüber ihrer sozialen Umwelt eine irritierende Gleichgültigkeit. Sie gibt offen zu verstehen, dass die jungen Leute mit denen sie (noch) in Kontakt steht, ihr im Grunde genommen egal sind. Und umgekehrt verhält es sich – so glaubt sie – nicht viel anders.

Die Tochter hat sich von den Gleichaltrigenkulturen emotional abgekoppelt

Frage: Hast du eigentlich viele Freunde?

Die Tochter: „Nein. (...) Ich kann nicht mit jedem befreundet sein.“

Hast du das Gefühl, dass deine Meinung deinen Freunden wichtig ist?

Die Tochter: „Glaub nicht. Aber, wenn die Hilfe brauchen, dann fragen die mich, was sie tun sollen und so ...“

Machen sie dann das, was du sagst?

Die Tochter: „Nein, ich glaub nicht.“

Und machst du, was deine Freunde sagen?

Die Tochter: „Nein, ich frag die nicht. Ich helfe mir immer selber weiter.“

Hilals Lebenswünsche konzentrieren sich vor allem auf das Hier und Jetzt. Langfristige biographische Perspektiven und Ziele, auf die sie hinarbeiten könnte, hat sie nicht. Im Moment geht es ihr vor allem darum, dass sie sich besser bzw., wie Hilal selbst es bezeichnet, „leichter“ fühlt.

Eine Veränderung der Wohnumgebung (das eigene Zimmer aufpeppen oder von zuhause ausziehen) und ein „Relaunch“ der persönlichen Lebensführung (auf den Körper achten, abnehmen, gesund ernähren, ordentlich sein, sich wieder auf Schiene bringen) sind für sie derzeit vorrangig wichtig.

Was die Tochter in ihrem Leben gerne ändern würde ...

„Ich hätte gerne mein Zimmer geändert, indem ich halt ein neues Sofa kaufe und das alte wegschmeiße. Ich würde auch gerne ändern, dass ich ordentlicher werde. Und die Essensgewohnheit würde ich gerne ändern. Dass ich gesünder esse, weil ich mag Süßigkeiten und so, ja. Das beeinflusst dann mein Leben, wie es abläuft und so. Und dann fühle ich mich besser, wenn ich also ein ordentliches Zimmer habe zum Beispiel. Das gibt einem ein gutes Gefühl, wenn man das Zimmer aufgeräumt hat und sich auch gesund ernährt. Dann fühlt man sich irgendwie leichter.“

Hilals ganz persönliches Relevanzsystem, nach dem sie ihr Leben orientiert, ist nur mehr sehr schwach anschlussfähig an die öffentliche Debatte um die anzustrebende Bildungs- und Arbeitsmarktintegration. Sie muss erst wieder Selbstorientierung und Selbstwert finden, um eine System(re)integration in Angriff nehmen zu können. Über Zukunftschancen macht sie sich keine Gedanken.

Eine Ausbildung abzuschließen, in das Berufsleben einzusteigen, an der Gesellschaft der Gleichaltrigen teilzuhaben und Sicherheit und Orientierung in stabilen, emotional verbindlichen Freundschaftsbeziehungen zu finden, spielt in der Welt, in die sie sich zurückgezogen hat bzw. in die sie – ausgehend von ihrem Drop-out und flankiert von der benachteiligten Situation als Tochter türkischer Zuwanderer – hineinkatapultiert wurde, derzeit keine zentrale Rolle.

Hilals Problematik aus drei Blickwinkeln betrachtet
Hilals Problematik aus Sicht der Mutter:

„Sie hat ein paar Mal abgebrochen: mit den Schulen. Bei erster Klasse HAK ist sie gegangen, aber da hat sie ein bisschen Angst gehabt und ich konnte damals sie nicht so gut unterstützen – gefühlsmäßig meine ich. Also, ich habe ihr schon Nachhilfe und so besorgt, nur ich hab mich auch mit der Schule nicht so gut ausgekannt damals. Ich war in Türkei aufgewachsen und so. (...) Dann hat sie die Abendschule verlassen. (...) Deswegen bin ich bei ihr ein bisschen kritisch, was wird mit ihr. In letzter Zeit, dass (= wo; Anm.) sie zuhause ist, dass (= wo; Anm.) sie nicht ordentliche Arbeit hat, sehe ich, dass es ihr nicht so gut geht. (...) Hilal versucht sich einen Weg zu finden zur Zeit. Deswegen mache ich mir ein bisschen Gedanken, ob sie schaffen kann. (...) Wo ich kann, versuche ich ihr zu helfen. Schau ma dann, was wird. Aber natürlich, am Ende entscheiden muss sie sich dann selber. Ich hoffe, dass sie (eine; Anm.) gute Entscheidung treffen wird – für sich dann.“

Wie Hilal das Problem sieht:

„Ich wechsele immer – also manchmal habe ich wirklich vor, in die Schule zu gehen, und nach zwei Wochen will ich nur arbeiten. Ja, ich ändere immer meine Gedanken und so. (...) Also mit der Schule, dass war sehr langweilig für mich, also am Abend da zu sitzen und zuzuhören. Ich wollte nicht, einfach. Und den Lehrern war das sowieso wurscht (= egal; Anm.), ob du in die Schule kommst oder nicht. Einmal hatte ich gedacht, ob ich nur zu Schularbeiten kommen soll und dann hab ich gedacht, vielleicht schaff ich das nicht, weiß es nicht. (...) Ich hab schon mit fast Sechzehn angefangen, Geld zu verdienen. Und wenn man schon Geld verdient und auch in die Schule geht, dann hat man mehr Lust, Geld zu verdienen als in die Schule zu gehen.“

Hilals Problematik aus Sicht des Vaters:

„Sie weiß selber noch nicht, was sie machen will. Ein bisschen Sorgen mache ich mir schon, weil man muss ein Ziel haben – (ein Ziel; Anm.) zum Erreichen: entweder ich studiere oder ich mache (= suche; Anm.) mir einen guten Beruf. (...) Sie will einmal lernen, einmal studieren, einmal arbeiten. Ich lasse ihr frei, was sie will. Sie soll schließlich selber entscheiden, aber man muss eine Richtung haben: (man muss sagen; Anm.) ich will *das* oder ich will *das*. (...) Ich hätte gerne, dass meine Kinder (eine; Anm.) gute Ausbildung haben. (...) Manche tun alles, dass die Kinder studieren oder was weiß ich. (...) Aber ich will mich nicht mit einer (Tochter; Anm.) mit meiner Energie fertig machen, weil ich habe noch (weitere; Anm.) drei Kinder. (...) In diesem Land, Österreich, gibt es genug Möglichkeiten: Man kann Teilzeit arbeiten, für Trinkgeld und so was. Diese Chance haben wir hier. Und die Familie ist eh da: Hilal braucht keine Miete zahlen. Unterstützung ist automatisch da, solange man bei (der; Anm.) Familie ist. Und man kann ein bisschen was selber auch tun. Ja, es gibt (zwar; Anm.) auch Studenten, die nur von Unterstützung studieren – die gehen überhaupt nicht arbeiten. Ich weiß nicht genau, ob diese Teilarbeit eine negative Wirkung hat oder nicht. Manche sagen: Man soll nur lernen, nur für (= aufs; Anm.) Lernen konzentrieren. Manche sagen, man kann dazwischen auch etwas arbeiten. Ich selber hab nicht studiert, ich weiß nicht selber. Ich hab nur Berufsschule gemacht und (bin; Anm.) so weitergekommen.“

Hilal's materielle Existenzsicherung ist – bis sie ihren Weg gefunden hat – durch die Herkunftsfamilie gesichert. Das heißt, Hilal lebt mit und von der Herkunftsfamilie. Sie hat daher (vorerst) keine materiellen Sorgen, sie verliert aber zunehmend die sozialen Außenkontakte: Je länger sie vom Bildungssystem abgekoppelt ist, desto mehr tritt sie von der Welt, die sich außerfamilial abspielt und die die „Gesellschaft der Gleichaltrigen“ (Zinnecker u.a. 2002) bevölkert, in die Privatheit der muslimischen Herkunftsfamilie hinein: und zwar nicht nur emotional, sondern auch und vor allem, was den von ihr genutzten räumlichen Handlungsspielraum betrifft.

Bei Hilal ist vieles von dem zu beobachten, was Marie Jahoda, Paul Lazarfeld und Hans Zeisel in „Die Arbeitslosen von Marienthal“ bereits in den 1930er Jahren als Konsequenz mangelnder Systemintegration bzw. als Auswirkung von Arbeitslosigkeit auf die Haltung und die Alltagspraxis Betroffener beschrieben haben: eine Reduktion der persönlichen Ansprüche bei gleichzeitiger Reduktion des Aktivitätsbereichs (vgl. Jahoda u.a. 1975: 25), ein Zusammenbruch der Zeitstruktur in der persönlichen Alltagsorganisation und ganz generell eine „Einschrumpfung der Lebensäußerungen“ (Jahoda u.a. 1975: 57). Hilal ist sozial entbettet. In gewisser Weise sieht sie das Problem, allein ihr fehlt die Lösung und, angesichts des fortgeschrittenen Stadiums der Exklusion, das sich bei Hilal in Passivität und Lethargie ausdrückt, zudem auch die Lebensenergie bzw. Motivation, um an ihrer Situation selbst aktiv etwas zu ändern. Und so tendiert sie dazu, sich selbst zu beruhigen: Die derzeitige Situation hat auch etwas Gutes, meint sie. Ihr bieten sich zwar wenig Chancen, aber immerhin hat sie auch keine großen Pflichten. Jemand, der die eigene Lebenssituation so deutet wie Hilal, ist ohne eine grundlegend sensibilisierende und aktivierende „Vorarbeit“ für aktive Problembewältigung vermutlich nur schwer zu gewinnen. Die Wahrscheinlichkeit, dass Hilal sich aus ihrer tristen Situation so einfach selbst frei schwimmen wird können, ist gering. Und auch, dass die Herkunftsfamilie in der Bewältigung der aktuell gegebenen Problematiken für sie ein wirkungsvolles Hilfesystem sein kann, ist wenig wahrscheinlich. Was würde Hilal nun aber benötigen? Wie könnte man ihr helfen? Welchen Bedarf gibt sie oder geben ihre Eltern zu erkennen?

In einem ersten Schritt müsste es gelingen, Hilal aus ihrer sozialen Isolation zumindest punktuell herauszuholen. Sinnvoll scheint dabei, sie dort abzuholen, wo sie am leichtesten anzusprechen ist, nämlich bei ihren Konsumwünschen bzw. materiellen Bedürfnissen. Ad-

hoc-Arbeitsplätze, wo Jugendliche auch kurzfristig jobben können und das Geld, das sie für ihre Tätigkeit erhalten, sofort ausgezahlt bekommen, könnten für Hilal ein attraktives Angebot sein, da dieses ihr ermöglichen würde, öfter das zu tun, was ihr (noch) Spaß macht: nämlich die elterliche Wohnung zu verlassen, um shoppen zu gehen. In Hinblick auf eine anzustrebende Re-Integration in das System wäre sinnvoll und notwendig, das Angebot der Ad-hoc-Arbeitsplätze mit Coaching-Angeboten oder Angeboten der Bildungs- und Berufsinformation zu kombinieren. In einem zweiten Schritt müsste dann Ziel sein, Hilal in das System zu re-integrieren. Konkret bedeutet das, entweder Re-Integration in das Bildungssystem oder eine berufliche Qualifizierung, die den Einstieg ins Erwerbsarbeitsleben auf einem niedrigen Niveau ermöglicht, wobei die große Herausforderung hier weniger im Bereich des Strukturpolitischen, sondern im Nehmen der Hürde, die aus Hilals entbetteter Grundhaltung resultiert, zu liegen scheint. Das, was gelingen muss, ist Hilal dafür zu gewinnen, Maßnahmen und Angebote, die sie wieder zurück ins System führen sollen, mit einer konkreten biographischen Perspektive und nicht nur einfach so, weil man das eben tut oder weil es einem jemand nahe legt, zu nutzen. Dies könnte durchaus nicht einfach sein, zumal der Exklusionsprozess bei Hilal bereits weit fortgeschritten ist und man bei ihr daher mit einer eher geringen Motivation, selbst Anstrengungen zu unternehmen, um sich zu qualifizieren, rechnen muss. Sinnvoll wäre daher, spezielle Anreize zu schaffen – und zwar vermittelt über kulturell anschlussfähige Coachings, die ein Ausloten von Zielen ermöglichen, einen Überblick über institutionalisierte Qualifizierungsangebote schaffen, aber auch Selbstwerttraining, arbeitsweltrelevantes Self-Marketingtraining etc. beinhalten und die idealerweise koordiniert mit arbeitsmarktgeförderten Qualifizierungsmaßnahmen erfolgen. Darüber hinaus bedürfte es flankierend aber auch spezieller Begleitmaßnahmen und Coachings für die Mutter der ausbildungsmüden Jugendlichen, die ihr helfen, mit der eigenen Überforderung zurande zu kommen und ihre Tochter motivational bestmöglich zu unterstützen.

In Bezug auf vergleichbare Fälle wäre es sinnvoll, präventive Maßnahmen zu setzen. Allem voran notwendig scheint in diesem Zusammenhang,

- bildungsarme Mütter (mit und ohne Migrationshintergrund) zu qualifizieren, da Bildungsarmut vererbt wird und dies auch bereits dann der Fall sein kann, wenn „nur“

die Mutter bildungsarm ist und der Vater beispielsweise einen Lehrabschluss vorweisen kann;

- aufsuchende Bildungs- und Berufsberatung für Eltern/Mütter mit Migrationshintergrund anzubieten und beispielsweise in Parks und auf Kinderspielplätze zu gehen, um auch jene zu erreichen, die sich (aufgrund mangelnder eigener Bildungserfahrung, aber auch aufgrund eines fehlenden Überblicks über die Bildungschancen im österreichischen Bildungssystem) nicht in der Lage sehen, Kinder in ihren Bildungsentscheidungen angemessen zu unterstützen;
- Gratis-Nachhilfeangebote auszubauen und idealer Weise mit Bildungs- und Berufsberatung zu koppeln;
- Erziehungsberatung für „Eltern zwischen den Kulturen“ anzubieten, die ein Gefühl der Erziehungsunsicherheit artikulieren und Unterstützungsangebote wünschen (z.B. Pubertätsbegleitung für muslimische Eltern), wobei es hier wenig sinnvoll scheint, mit kulturfernen Coaches (ohne Migrationshintergrund) zu arbeiten, sondern man Coaches mit einem den Eltern vergleichbaren Migrationshintergrund einsetzen oder „bikulturelles Coaching in Doppel-Conference“ anbieten müsste.

Literatur:

Bude, Heinz: Die Ausgeschlossenen. Das Ende vom Traum einer gerechten Gesellschaft, München, 2008

Jahoda, Marie u.a.: Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziologischer Versuch über die Wirkungen langandauernder Arbeitslosigkeit. Mit einem Anhang zur Geschichte der Soziographie, Frankfurt am Main, 2002

Zinnecker, Jürgen u.a.: Null Zoff & voll busy. Die erste Jugendgeneration des neuen Jahrtausends, Opladen, 2002

AutorInnen-Info:

Dr. Beate Großegger ist wissenschaftliche Leiterin und stv. Vorsitzende des *Instituts für Jugendkulturforschung – jugendkultur.at* in Wien. Sie gilt über die Grenzen Österreichs hinaus als Expertin für junge Lebenswelten. Beate Großegger studierte Publizistik- und Kommunikationswissenschaft mit den Schwerpunkten Kommunikationssoziologie und Kommunikationspsychologie und ist seit 1996 in der Jugendforschung tätig. Seit 2001 leitet sie die Forschungsabteilung des Instituts für Jugendkulturforschung. 2011 wurde sie für ihr Engagement im Bereich gendersensitiver Jugendforschung mit dem Käthe-Leichter-Preis für Frauenforschung, Geschlechterforschung und Gleichstellung in der Arbeitswelt ausgezeichnet.

Kontakt: bgrossegger@jugendkultur.at